



KÖSTLICHE MÜHEN  
THOMAS KAUFMANN

---

Geboren 1962 in Cuxhaven; seit 1981 Studium der Evangelischen Theologie (und ein wenig Philosophie, Geschichte, Latein und Germanistik) in Münster/Westfalen, Tübingen und Göttingen; Examen 1987; Promotion zum Dr. theol. im Fach Kirchengeschichte 1990; Habilitation 1994; drei Kinder mit Antje Roggenkamp, Professorin für Praktische Theologie/Religionspädagogik in Münster; 1996 ord. Professor für Kirchengeschichte an der LMU München, seit 2000/01 in Göttingen; nach Max Benz' Urteil „ausdekoriert“; Abt von Bursfelde. – Adresse: Theologische Fakultät, Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 3, 37073 Göttingen, Deutschland. E-Mail: thomas.kaufmann@theologie.uni-goettingen.de.

Dass ein Leben „köstlich“ gewesen sein kann, wenn es „Mühe und Arbeit“ gewesen ist, widerstreitet modernem Lebensgefühl. Martin Luthers Übersetzung von Psalm 90,10 steht völlig quer zu Urlaubs- und Freizeitstilen und zur Work-Life-Balance. Sie wird auch von modernen Exegeten nicht mehr geteilt; man übersetzt lieber: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und was daran köstlich scheint, ist doch nur vergebliche Mühe.“ Weder gegenwärtiger Lifestyle noch zeitgenössische Bibelphilologie bringen Freude und mühseliges Schaffen zusammen. Und doch gestehe ich, gewiss ein Dinosaurier und ganz oldschool, dass für mich Freude an der Arbeit und deren Mühsal, das Ringen um den immer neuen Anfang und die Beglückung über gelingende Worte ineinanderspielen und untrennbar miteinander verwoben sind.

So habe ich auch am Wiko gerne und viel gearbeitet – und schäme mich dessen, selbst nach der Lektüre des *Journal intime 1982/83* des früheren Fellows Nicolaus Sombart,

nicht. Auch der 90. Psalm wird für mich mit dem Wiko verbunden bleiben, denn während ich hier mühselig fröhlich war, hatte ich eine Predigt über diesen wunder- und geheimnisvollen Text zu schreiben und zu halten. Mein noch unendlich weit von den 70 entfernter, sehr geschätzter Göttinger Kollege Christian Polke, der sich gewiss einmal mit Erfolg am Wiko beworben hätte, wurde im April 2023 im Alter von 42 Jahren jäh aus dem Leben gerissen.

Dinosaurier haben über 150 Millionen Jahre auf diesem Planeten gelebt, und im Huhn ist noch reichlich Tyrannosaurus Rex vorhanden; ich weiß nicht mehr, wer mich das gelehrt hat, aber auch diese Erkenntnis fällt in mein Wiko-Jahr. Die so flüchtig gewordene Wissenschaft unserer so ephemeren Spezies braucht eine gute Dosis Dinoanpassungsfähigkeit.

Natürlich kommt man sich wie ein Streber oder ein Bruder Leichtfuß vor, aber wenn es nun einmal so ist: Ich habe mein Wiko-Projekt *in time* abgeschlossen. Ich muss gestehen, dass ich nicht übermäßig an der Schriftstellerei leide, was mich gewiss von einem tiefgründig-skrupulösen Skribenten unterscheidet. Oft fließen die Worte tatsächlich wie von alleine in den Stift oder die tippenden Finger. Deshalb habe ich auch am Wiko rasch mit dem Schreiben begonnen und zunächst einen aus den Fugen geratenen Aufsatz zu einem schlesischen Reformator namens Johannes Hess und den Anfängen der Breslauer Reformation fertiggestellt. Schon im Vorgriff auf die unendliche Zeit, die ich wohl am Wiko haben würde, hatte ich mich mit reichlich Handschriften versorgt und begonnen, auch der von Zeitgenossen des schlesischen Reformators gerühmten Privatbibliothek nachzuspüren. Das waren lauter hilfswissenschaftlich-philologische *Specialissima*, die einfach nur Freude machten, kleine Erfolgserlebnisse verschafften und lehrten, demütig und bei seinem elementaren handwerklichen Leisten zu bleiben. (Trotz vieler und langjähriger Mühe und Arbeit im Lateinischen, so gestehe ich, verschafft mir die literarische Virtuosität manches humanistischen Poeten nach wie vor liminale Erfahrungen!)

Erst kurz vor meiner Ankunft am Wiko realisierte ich, dass Handschriftenkonvolute noch im Frühjahr 1945 aus der Festung Breslau in die hiesige Staatsbibliothek gerettet worden waren. Was auch immer ich tue: Einen Tag, an dem die verfluchten zwölf Jahre der Nazizeit nicht irgendwie präsent werden, hat es in meinem Leben seit Kindertagen – davor wusste ich es nur noch nicht! – nie gegeben. Wahrscheinlich war mein literarischer Ausflug nach Schlesien, dem ein Breslauer Vortrag und eine erste Reise mit meiner geliebten Antje in das Land meiner mütterlichen Ahnen vorangegangen waren, ein später Akt der „Wiedergutmachung“ des westdeutsch Sozialisierten gegenüber seinen östlichen

(Thüringen, Schlesien) Wurzeln. Insofern war der Boden ein wenig bereitet, um von meinen Mitfellows Kateryna Mishchenko, Kateryna Burkush und Henadz Sahanovich zu lernen, wie bunt der Osten eigentlich ist und wie gräulich grau Kindheit und Jugend unter dem Schatten russisch-despotischer Dominanz sein konnten. Berlin liegt ziemlich weit im Osten Deutschlands; noch niemals zuvor habe ich so lange so tief „im Osten“ gelebt wie 2022/2023. Katjas Satz, dass sie auch deshalb nach Berlin geflohen sei, weil sie sich hier Kyjiw näher fühle, werde ich in meinem Herzen bewahren.

Schon nach wenigen Wochen, bereits im Oktober des Fellowjahres, war ich, durch jahrelange Präliminarlektüren gerüstet, tief in die Schlachten des Bauernkriegs von 1525 verstrickt. Manche Gespräche in der Anfangszeit und manche tastenden Versuche, zu erklären, warum mich dieses Thema interessiere – besonders mit Deborah James, Gunnar Hindrichs, Franciscus Verellen, Ittai Weinryb, Dieter Grimm, Arie Dubnov, Martin Saar und wieder und wieder Maximilian Benz –, waren der Präzisierung meines Fragefokus sehr dienlich. Dabei wurde mir immer klarer, dass ich vor allem zu verstehen hatte, was „den Bauernkrieg“ von allen vorangehenden Aufständen unterschied, ja, was es rechtfertigte, ihn überhaupt als „den“, zumal „deutschen“, „Bauernkrieg“ zu begreifen. Die Ereignisgeschichte des sogenannten Bauernkrieges führte hier nicht weiter; sie noch einmal zu erzählen, hätte bedeutet, eine ziemlich endlose Katene an regionalen Einzelgeschichten aneinanderzuknüpfen – ein ziemlich langweiliges Unterfangen, bei dem mir zweifellos über der Fülle der Bäume der Wald aus dem Blick geraten wäre. Ganz abgesehen von der forschungsgeschichtlichen Redundanz im Verhältnis zu den übermächtigen Büchern von Wilhelm Zimmermann und Günther Franz, deren gemeinsamer – politisch freilich inverser – Lesart des Phänomens als „Revolution“ ich immer skeptischer gegenüberzutreten begann.

Was also verbindet die einzelnen regionalen Bauernaufstände miteinander und was unterscheidet „den“ Bauernkrieg von anderen Revolten des spätmittelalterlichen Europa? Angesichts meiner wissenschaftlichen Vorbelastungen in Gestalt von Studien zur gesellschaftlichen und kulturellen Rolle des Buchdrucks im Spätmittelalter und in der Reformationszeit konnte mich die Lösung, die ich fand, nicht wirklich verwundern. Als entsprechend dressiertem *one-trick pony* imponierte sich mir die Publizistik als der maßgebliche und entscheidende Zusammenhang des Bauernkrieges. Ohne die typografische Verbreitung der *Zwölf Artikel* hätte es „den“ Bauernkrieg nicht gegeben. Die Rezeption ihrer Programmatik, die die Freiheit jedes Menschen von der Leibeigenschaft und seinen Anspruch auf Teilhabe an den Ressourcen der Wälder, des Himmels, der Flüsse und Seen

– unbeschadet aller Bereitschaft, den Obrigkeiten zu gehorchen – proklamierte, wäre ohne die „schwarze Kunst“ undenkbar gewesen. Da die *Zwölf Artikel*, mit ca. 25 Ausgaben das wohl verbreitetste Druckerzeugnis der Reformationszeit, der einzige „bäuerliche“ Forderungskatalog waren, der in seiner Zeit durch den Druck verbreitet wurde, kam ihnen eine herausragende Sonderstellung zu. Umso schwerer musste es aber wiegen, dass mir ein direkter Zusammenhang dieser wirkungsreichen Publikation mit dem Agieren der oberschwäbischen Bauernhaufen fraglich wurde.

Wahrscheinlich sind die *Zwölf Artikel* das Produkt eines reichsstädtischen Handwerkers, des Kürschnergesehnen Sebastian Lotzer aus Memmingen, der mit ihrer Publikation einer gewaltbereiten Richtung innerhalb der oberschwäbischen Bauernschaften, die jede Abgabenzahlung verweigerte, entgegneten wollte. Aufgrund ihres publizistisch artikulierten Anspruchs führten sich die *Zwölf Artikel* als so etwas wie die Magna Charta der Mühseligen und Beladenen, Ausgebeuteten oder Aufmüpfigen ein. Selbst da, wo bestimmte ihrer Forderungen nicht zutrafen – so existierte etwa keine Leibeigenschaft in Thüringen –, wurden die *Zwölf Artikel* rezipiert und als Grundlage regionaler Forderungskataloge und Aushandlungsprozesse eingeführt.

Von dieser Erkenntnis her eröffnete sich mir die Perspektive auf den Bauernkrieg als Medienereignis: In der Form von zwischen März und Mai 1525 in verschiedenen Regionen, ausgehend vom Süden des Reiches (Oberschwaben, Schwarzwald, Breisgau, Elsass, Franken, Thüringen als Kernzonen) ausbrechenden regionalen Aufständen war der Bauernkrieg durch die Druckpresse initialisiert und ermöglicht worden. Die Publizistik war es denn auch, die das Narrativ und den Begriff „der Bauern Krieg“ – zuerst in einem im Spätsommer 1525 gedruckten historischen Ereignislied gleichen Namens – hervorbrachte. Es waren lese- und schreibkundige, ja literarisch z. T. virtuose Städter, die den „Bauernkrieg“ mit publizistischen, auch ikonografischen, Mitteln mental vorbereiteten und ermöglichten und bestimmten politischen Vorstellungen und Forderungen einen breiten Raum verschafften. Auch in dieser Hinsicht erwies sich die postrevolutionär-ernüchternde Erkenntnis beinahe als unvermeidlich: die Bauern waren z. T. instrumentalisiert und verführt worden. Diejenigen, die sich zu Sachwaltern ihrer Anliegen aufwarfen, hatten durchaus eigene Interessen verfolgt. Thomas-Müntzer-Dämmerung!

Das ambivalente publizistische Agieren Luthers und anderer der Wittenberger Theologie nahestehenden Reformatoren im Bauernkrieg verdeutlichte mir, dass „der Bauernkrieg“ für die reformatorische Bewegung eine durchaus gefährliche Zäsur markierte. Denn die Zustimmungswerte des Wittenberger Reformators fielen in den Keller; seine

unverhohlenen Mordappelle gegen die mörderischen, aufrührerischen Bauern verselbstständigten sich in der weiteren Druckgeschichte von dem sie ursprünglich einhegenden literarischen Kontext, seiner „Ermahnung zum Frieden“. Die Phalanx der „altgläubigen“ Publizisten wurde breiter und wacher; sie verstand es, die Verantwortung des Wittenberger Scheusals für das Gemetzel an etwa einhunderttausend schlecht bewaffneten Bauern und für die erbarmungs- und schamlose Siegerjustiz der Herren herauszustellen – gewiss über Gebühr, aber dadurch umso wirksamer. Die Risse, die durch die reformatorische Bewegung gehen sollten – die konfessionelle Separation zwischen „Lutheranern“ und „Reformierten“, der Exodus der Täufer, Spiritualisten und „Radikalen“ aus den entstehenden evangelischen Mehrheitskirchen – all dies hatte auch eine Ursache im Bauernkrieg. Und selbst Luthers wenige Wochen nach dem Gemetzel begonnene radikalste und genialste theologische Schrift *De servo arbitrio* (Vom unfreien Willen), die den allmächtigen als schrecklichen und verborgenen Gott (*deus absconditus*) begreift und mit dem leidenden, Mensch gewordenen und ins Verheißungswort „eingewickelten“ offenbarten Gott (*deus revelatus*) konfrontiert, uns getriebene Menschlein von Gott zu Gott flüchten sehend, hätte es ohne den Bauernkrieg gewiss nicht gegeben. (Danke, Gunnar!) Insofern ist mir der „Bauernkrieg“ zu einem Kaleidoskop des Zeitalters geworden. Die fragwürdige Doktrin meiner kirchenhistorischen Lehrer, die uns glauben machen wollten, Bauernkrieg und Reformation hätten im Grunde gar nichts miteinander zu tun, ist abgeräumt.

Gewiss wäre das Buch, das ich am Ende meiner Wiko-Zeit ziemlich „punktgenau“ fertigstellen konnte, ohne das Wiko gar nicht, anders oder doch ein anderes geworden. Dies lag auch an den besonderen politischen Rahmenbedingungen dieses Jahres: Putins verbrecherischer Krieg gegen die Ukraine und der beinahe tägliche Umgang mit Menschen, deren Leben durch diesen Krieg aus der Bahn geworfen wurde, hat meine Sicht auf Krieg – und also auch auf „den Bauernkrieg“ – nicht unberührt gelassen. Der Schlussvers von Andreas Gryphius' *Tränen des Vaterlandes* aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – „dass auch der Seelen Schatz so vielen abgezwungen“ – gilt vielleicht für jeden Krieg. Krieg zerstört Menschen und ihr Leben; Krieg zerfrisst Menschlichkeit; Krieg ist die Katastrophe schlechthin. Krieg tötet die Seelen.

Die vielen Gespräche des Fellowjahres, unsere kleine Frühneuzeit-AG (danke, Max!), der regelmäßige Austausch mit vier Historikerinnen und Historikern von Format am Kolleg – Barbara Stollberg-Rilinger, Iris Fleßenkämper, Daniel Schönplflug, Luca Giuliani –, der fulminante Bibliotheksdienst, die Möglichkeit, dass meine Frau häufig und unter Nutzung eines schönen eigenen Arbeitszimmers hier sein konnte: An all das

werde ich mich sicher gerne und dankbar und vielleicht manchmal auch ein wenig wehmütig erinnern. All dies hat mein Leben in dem Fellowjahr in froher Mühe und Arbeit geprägt und heilsame Distanzen zu all dem geschaffen, was ich verließ und was nun bald wieder auf mich wartet, daheim in Göttingen.

Noch einige kleine, ganz ungeordnete, unmaßgebliche Anmerkungen und -regungen eines Abeundus, der dem Wiko sicher stets gewogen und hoffentlich auch verbunden bleiben wird: 1.) Visitenkarten, krass! Ich habe sie als Lesezeichen verwendet und nehme noch einen ziemlich dicken Stapel mit. Hier könnte man aus meiner Sicht abrüsten. 2.) Berlin ist, wie man als Provinzler erst richtig realisiert, wenn man länger hier ist, ein Tummelplatz der Großpersonen aller Art. Besonders mit manchen ziemlich oder echt wichtigen Institutionen der Wissenschaft muss das Wiko zusammenarbeiten. Bei bestimmten Anlässen – Begrüßungsempfang, öffentlichen Abendvorträgen, Publikationspräsentationen, z. B. neuer Nummern der ZIG, „Berliner Abenden“ und Alumnitreffen – kann sich das Wiko in eine Kulisse verwandeln, vor der ein „Tanz der Vampire“ stattfindet. Als Fellow, der eigentlich nur ein bisschen Wissenschaft kann, fühlte ich mich hier etwas überfordert und war dankbar, dass Martin und Max mich gelegentlich brieften. Vielleicht wäre für einige künftige Fellows ein „Kleiner Katechismus“ zu den wichtigsten Berliner Wissenschaftsgöttinnen, -göttern und ihren Organisationen hilfreich. 3.) Eine wunderbare Chance bietet das Zusammentreffen von Künstlern, Übersetzern und Wissenschaftlern am Wiko. Allerdings scheinen mir die kreativen und methodischen Potenziale, die sich aus dieser Zusammenkunft ergeben könnten, nicht erkannt, systematisch strukturiert und insofern kaum ausgeschöpft zu sein. Was verbindet und was unterscheidet eine geisteswissenschaftliche von einer künstlerischen Recherche? Wie gehen wir jeweils mit Sprache um? Was bedeuten Übersetzungen und wo sehen wir Grenzen? Gewiss: Das Englische als Verkehrssprache, als Instrument der wechselseitigen Information und elementaren Kommunikation ist völlig alternativlos und steht nicht infrage. Doch Monolingualisierung der künstlerischen und wissenschaftlichen Kommunikation ist – im Unterschied zu den Naturwissenschaften – für unsereinen in keiner Weise wünsch- und realisierbar. Jenseits der Freude darüber, dass wir uns im Englischen weitgehend störungsfrei verständigen können, sollten wir offener mit den Grenzen dieser Sprache umgehen. „Leibeigenschaft“, „Herrschaft“, „Bildung“, „Heizungsgesetz“, von „Heimat“ (erst recht im Sinn von: „darin noch niemand war“!) ganz zu schweigen – das sind lauter mehr oder weniger schwer übersetzbare, mühsam verständlich zu machende deutsche Wörter und Sachen. Die Sprache gehört für mich zur Sache meiner

Wissenschaft selbst; im Grunde existieren meine Gegenstände nur, weil oder insofern sie sprachlich verfasst sind. Übersetzen ist mein Kerngeschäft. Über Foren und Formate nachzudenken, in denen dies für den Austausch am Wiko fruchtbar würde, schiene mir aussichtsreich. 4.) So ganz weg von dem üblichen Wirkungsrahmen, in der Regel der heimischen Universität, ist man als etablierter Fellow auch am Wiko nicht; Mitarbeitergespräche, Gutachten zu Dissertationen und Habilitationen, Gremiensitzungen der heimischen Universitäten, Herausgeberschaften, Verbundforschungsprojekte, Exzellenzinitiative etc. pp. – wer kann und will sich dem schon völlig entziehen?! Als das Wiko gegründet wurde, war Forschung exklusiv, was sie für viele Geisteswissenschaftler bis heute noch primär bedeutet: Einzelforschung, eben: mein eigenes Buch schreiben. Doch seit einer Generation bedeutet Forschung auch: Forschungsmanagement, Forschungsmittelakquise, Forschungsbegutachtung, Mitarbeit in Forschungsförderungsorganisationen, interdisziplinäre Forschungsstrategie. Wer einigermaßen verantwortungsvoll agiert, wird all dem auch im Wiko nicht entkommen können oder wollen. Deshalb schiene es mir sinnvoll, hier, ziemlich weitab des Alltags, so etwas wie einen optionalen Gesprächszusammenhang zur Analyse des Wissenschaftssystems, seiner Potenziale, seiner Absurditäten und Dissonanzen aufzubauen. Denn auch in dieser Hinsicht könnten wir in dieser besonderen Atmosphäre, jenseits unserer jeweiligen Universitäten und Fakultäten, manches, auch generationenübergreifend, voneinander lernen. 5.) Im Leben und im Beruf gibt es nur wenige, die wissen dürfen: Melde dich, wenn du meinst, dass ich dir hilfreich sein kann. Das Wiko gehört jetzt dazu. Danke!!!